

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 5

Artikel: Adventbilder
Autor: Steeken, Eduard H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Quizsendungen verwendbare Wissen typische Unbildung; er will tiefere Zusammenhänge, Gründlichkeit, Vertiefung. Auch hier haben gedankenlose Menschen so ein Schlagwort bereit. Unsere Zeit leide an der «Vermassung». Ihrer Ansicht nach ist sie das Grundübel, an dem wir alle leiden. Gebildete Kreise kokettieren dann gern (wie der Pharisäer im Tempel, der sich soviel besser dünkte als der Zöllner) mit ihrem Besserwissen. Was ist aber Vermassung anderes als Uniformierung des Denkens und Empfindens? Was ist sie anderes als geistige Trägheit breitester Schichten? Nun gibt es aber eine geistige Trägheit nicht nur auf Volksschulniveau, sie findet sich genau so auch bei denen, die sich auf ihre höhere Bildung etwas zugute tun. Ob einer auf seinen Lorbeeren ausruht oder sich geistig und gefühlsmässig aus Bequemlichkeit mittreiben lässt, läuft im Effekt auf dasselbe hinaus. Wer nicht gegen den Strom schwimmt, wird mitgerissen. Er gerät — oft wider besseres Wissen — in den Sog der Vermassung. Dieses Schlagwort ist meistens, im Munde posierender Klugschwätzer, ein willkommenes Alibi für ungetane Denkarbeit.

Zur «Vermassung» gehört auch die gedankenlose Ueberschätzung der sogenannten Allgemeinbildung. Ich glaube nicht, dass mir jemand sagen könnte, was dieser missbrauchte Begriff eigentlich besagen soll. Doch gewiss nicht «Universalbildung», denn die ist heute nicht mehr möglich. Was sonst? Oberflächliche Kenntnisse in einigen Fremdsprachen, eine ebenso obergründige Kenntnis der Muttersprache, biologische, mathematische, physikalische und geographische Grundbegriffe? Kenntnis der Grundzüge der Geschichte, der Literatur- und Kulturgeschichte? Sehen wir den Stundenplan eines heutigen Gymnasiums an, so können wir uns ein vages Bild davon machen. Auch Kunstgeschichte, Philosophie, Religionsgeschichte, Musikgeschichte gehören dazu, gewiss. Ein vollgerütteltes Pensum. Ein augenfälliges Pensum zumindest.

Gehen wir aber der Sache auf den Grund, prüfen wir, wieviel von diesem hochgesteckten Ziel verwirklicht wird, verwirklicht werden kann, dann erfasst uns das bleiche Entsetzen. Wir meinen, dass gerade hier die vielbeschriebene Vermassung wahre Orgien feiert. Da wird vierzehnjährigen Mädchen zugemutet, dass sie ein so horrendes Thema wie: «Ist eine Notlüge verantwortbar?» in einem Aufsatz meistern! Was kommt dabei heraus? Ein Phrasendrusch. Resultat: die Kinder gewöhnen sich daran, hochtrabende Redensarten für gutes Deutsch

zu halten. Sie sind überfordert und reagieren mit passivem oder aktivem Widerstand. Andererseits «fühlen sie sich», weil sie schon so voll genommen werden.

Wir meinen, unsere Erziehung müsse sich wieder auf die einfachen Aufgaben der Schule besinnen. Lieber wenig, aber dafür das Wenige gründlich. Ueberspitzt gesagt: Es wäre besser, ein Maturand könnte einen selbständigen Gedanken in klare, einfache Worte fassen, als dass er den zweiten Faust «gelesen» hat und auf Grund dieser Lektüre allerlei mystagogisches Gefasel nieder- (oder ab-) schreibt. Urzweck des Unterrichts ist und bleibt das eigene, klare, ehrliche Denken.

Wieweit unsere Schule, insbesondere das Gymnasium, diesen Zweck noch erfüllt, noch erfüllen kann, möchten wir hier im folgenden untersuchen und zur Diskussion stellen. Missstände und verfahrenere Situationen beseitigt man nicht mit Jeremia den, aber auch nicht mit taktvollem Beschweigen. Man kommt ihnen nur mit (möglichst) objektivem, unvoreingenommenem Prüfen und Abwägen bei.

Die Frage der Ueberforderung unserer Jugend, unbefangen betrachtet, ist zugleich die Frage nach dem Sinn und der Zukunft unserer Bildungsanstalten, die schon 1871 Friedrich Nietzsche in der Basler Akademischen Gesellschaft gestellt hat.

Eduard H. Steenken

A D V E N T B I L D E R

Der Sturm hatte sich gelegt, im Westen stand ein kaltes Abendrot, dann dunkelte die Welt ein und in der Nacht fiel der Schnee. Die Kinder jubelten, als sie ihn am Morgen gewahrten, er war leicht und pudrig, es war der Schnee unserer Ahnen und doch so frisch, als sei er eben vom Schöpfer erdacht. War er nicht das Medium, das uns mit der Höhe, dem Himmel verband? Das Feuer im Ofen glomm, zuweilen krachte ein Ast, ein Apfel, schorfig, aber innen voll Duft, bruzzelte

auf der Platte. Tante Clara nähte ohn' Unterlass. Sie war arm und einen ganzen Tag gelaufen, um uns zu besuchen. Unterwegs war sie dem Christkind begegnet. Jedes Jahr um diese Zeit begegnete sie dem Christkind. «Wie sieht es denn aus, Tante?» Jedes Jahr stellten die Kinder die gleiche Frage. Tante Clara war erschrocken. Ihre rote Nase wurde noch röter. Ihr phantasiearmer Blick irrte.

«Es war ganz klein», sagte sie endlich, «und wollte natürlich wissen, ob ihr schön brav seid.»

«Was hatte es denn an?»

Das wusste Tante Clara ganz und gar nicht, man sah es ihr an und man konnte Mitleid mit ihr bekommen. «Ein rotes Kleidchen . . .» fiel ihr dann endlich ein, und sie beugte sich, ein ganz klein wenig ärgerlich, erneut über ihr Nähzeug.

*

Der Küster, der zugleich das Amt des Dirigenten und Organisten versah, war uns allen wohlgesinnt. Die Kirche schien tiefer und beschatteter als sonst. Irgendwo ahnte man eine Helle, den Glanz des Wunders, der langsam aus dem Unsichtbaren wuchs. Noch höre ich das Getrappel der Füße auf der Empore, die wie eine mächtige Augenbraue aus Holz aussah und die in gewagter Buchung über dem Schiffe hing. Eine reich verzierte Petrollampe wurde entzündet und dann machten vierzehn kleine Mündler plötzlich ein «Ohhh». Es klang sehr silbern. Einen Augenblick lang irrten die hohen Stimmen unter der Decke hin. Der Küster an der Orgel zählte leise den Takt. Seine Augen traten hervor. Sie wurden rot und wunderbar. Phantastisch fiel der Schatten seiner Hand ins Schiff. Trat ein Fremder in die Kirche, dann erkannte man dessen sichtliche Betretenheit. Wie Engelsmusik regnete es auf ihn herab.

Die Hornplatten der Tastatur waren bräunlich geworden, die Pedale malträtiert, aber die Orgel sang nie so schön wie zu dieser Zeit, ihre Bässe glichen tiefen klingenden Weissagungen und über das bärtige Gesicht des Spielers, der sonst ein etwas mürrischer Mann war, lief ein Lächeln, ein wundersames Lächeln.

*

Wenn Tante Clara aufsaß und etwas vom Christkind sagte, dann blickte ich auf sie, auf ihr schlicht gescheiteltes Haar, ihren alten, verschlissenen Kammgarnmantel, ihre grossen Knopfschuhe. Dreissig Kilometer lief sie, um am warmen Ofen

ihrer Schwester zu sitzen. Am Bescherungsabend erhielt sie ihre ewigen drei Meter Stoff, Wolle für die Strümpfe und einen Honigkuchen, den sie totsicher bis Ostern aufbewahrt. Sie nippte dann an dem heissen Glas Grog oder an dem warmen Bier und ihre Nase wurde noch röter — und doch war es der einzige «Alkohol», den sie im Jahre genoss. Ihre Armut, ihre Ergebenheit erscheinen mir heute in einem andern Lichte, ja es ist mir, als sei die Tante dem Weihnachtswunder am nächsten gewesen.

*

Einmal zumindest sollte man während des Advents mit dem Sternenhimmel abseits unserer künstlich erhellten Städte, abseits unserer grellen Wohnungen kommuniziert haben, um das grosse Ereignis der Welt zu begreifen, das sich jenseits unserer Installationen und modernen Einrichtungen begibt. Die Weisen aus dem Morgenland vermochten dem Stern zu folgen, weil sie ihn Monate vorher gesichtet hatten. Unterwegs zu sein unter dem nächtlichen Firmament, unterwegs zu sein unter dem Stern von Bethlehem, unter der Sohle des Schuhs das gefrorene Gras spürend, still und demütig unterwegs zu sein zum Dorf unserer Kindheit oder zum Hause des Onkels auf dem Lande, lässt uns das nahe Erscheinen Christi in der Gestalt des Krippenkindes doppelt tief erfahren.

*

«Nein», sagte die Mutter, «der Hase kommt, ihr müsst nur nicht so viel fragen.» Manchmal glaubten wir hinter den Gärten einen Schuss zu hören. Still, hiess es, die Jäger sind da, man schießt den Weihnachtshasen. Armes Häslein mit den vom Reif nassen Tasthärchen, weiss wie das Haar eines Greises. Und doch, der Kohlducker und Springkünstler hatte das ganze Jahr gelebt. Jetzt musste er zum Fest beitragen, mit den dampfenden Kartoffeln, dem Gugelhopf, dem leckeren Blondbier in den hohen Flaschen. Seht, nicht eine Mitleidstimme erhob sich. Endlich kam er. Ein Jägerbursche brachte ihn. In der letzten Adventswoche hing er zwischen berussten Pfannen und Kupfertöpfen, nah dem Schüttstein. Das kleine Mädchen sagte: «Igitt, er fühlt sich ganz kalt an.» Aber seine Augen glänzten. Oh, milde, glänzende Augen des Weihnachtshasen. Es schien auch, als sagten sie: Wir Hasen verstehen unsere Pflicht zu tun. Tante Clara würde ihn zubereiten und das Fell mit in ihr Dorf nehmen. Aber vorher würde es Weihnacht, Weihnacht läuten . . .